

## **Drei Sommer in Tirol**

**Steub, Ludwig**

**Stuttgart, 1871**

IX. Rattenberg. 1870

---

## Rattenberg.

1870.

Eine starke Viertelstunde von Brizlegg findet sich die alte Stadt Rattenberg, welche nach ihren mancherlei Eigenthümlichkeiten fast zu wenig bekannt scheint, so daß wir nicht für überflüssig halten, auch ihrer mit einigen Worten zu gedenken.

Die Stadt Rattenberg liegt zwischen dem Innstrom und dem Schloßberge, der die alte Feste trägt. Dieser drängt sich so weit herein, daß die eine Reihe der Häuser fast an seiner Felsenwand aufsteht. Hinter ihm erhebt sich der Stadtberg, der dem Städtlein zur Winterszeit den Sonnenschein auf mehrere Wochen gänzlich benimmt. Die Hauptstraße ist so malerisch, daß sie bereits mehrere namhafte Künstler zum Gegenstand ihres Fleißes erwählt haben. Herr Gustav Horst aus Darmstadt hat sie als geheimnißvolles Nachtbild dargestellt.

Der Styl, den die alten Tiroler für ihre Stadthäuser befolgten, läßt sich vielleicht nirgends so gründlich studieren, wie zu Rattenberg am Inn. Das tirolische Bürger- und Stadthaus scheint eigentlich eine Vermählung von Alpen-

hütte und Thurm, Burg oder Festung zu sein. Auf erstere deuten die flachen breiten Schindeldächer, die mit Felsstücken beschwert sind, auf letztere der feste Steinbau, die dicken Mauern, die beliebten Erker und Ecktürme, auch die eiserne Vergitterung der Fenster, welche bis zum zweiten und dritten Stocke hinaufgeht. Was sie da oben bedeuten soll, ist mir nie recht klar geworden, denn zum Einsteigen für Diebe oder Liebende scheint diese Höhe wenig geeignet, und ob die alten Tiroler so sehr an Schwindel gelitten, daß sie sich die Fenster aus diesem Grunde vergittern mußten, das ist doch auch zu bezweifeln. Uebrigens sind die eisernen Gitter hauptsächlich ein Wahrzeichen alter Edelsitze und Ritterhäuser; außerdem finden sich allenthalben Jalousien, welche in hellgrauer oder grüner Farbe der heißen Tiroler Sonne kräftigen Widerstand leisten und den Gemächern in der warmen Jahreszeit angenehme Kühle bewahren.

Viele städtische Häuser strecken ihre Vorderwand so hoch gen Himmel, daß sie über das Dach hinausragt und dieses verdeckt. Oben ist sie gerade abgeschnitten und auf den Sims gehen die Tauben spazieren. Diese Bauart, die fast an den Orient erinnert, kommt übrigens über den Brenner herüber und geht am Inn hinunter bis nach Passau und noch weiter. Von der Straße aus sehen sich nun die Häuser von Mattenberg ganz stattlich an, zumal, wenn sie gut gehalten sind und die Jalousien in frischer Farbe glänzen; im Innern aber sind sie schauerlich. Die alttirolischen Baumeister scheinen alle viel Charakter, aber gar kein Talent gehabt zu haben. Oder auch: die Häuser scheinen sämtlich von selbst entstanden und aus dem Boden gewachsen zu sein, ohne alle Leitung und Ueberwachung, jedes nach seiner wechselnden Laune und Caprice. Es ist sicher, daß man beim Fundament nicht an den ersten Stock, bei diesem nicht an den zweiten und beim zweiten nicht an den dritten

gedacht, denn es paßt in der Regel keiner zum andern. Die Stiege in den ersten Stock geht zum Beispiel vorne, die in den zweiten hinten, die in den dritten wieder vorne hinauf u. s. w.

Um aber beim Anfang anzufangen, berichten wir zunächst, daß als Eingang immer ein marmorner gothischer Thorbogen dient, der jedoch ziemlich nieder und nicht sehr ansehnlich ist. Man steigt sofort abwärts, oft so tief, daß man leichtlich einen unangenehmen Sturz erleben kann. (Um ganz sicher und ohne Verletzungen durchzukommen, sollte man überhaupt hier jedes Haus einzeln „studieren.“) Der finstere Flez ist mit rauhen Kieselsteinen gepflastert und führt zu einer finstern steinernen Stiege, an welcher ein alter fetter Strick als Ariadnesfaden aufwärts leitet. Oben wieder dieselbe Finsterniß, wenn nicht ein innerer Hof sich als Lichtspender einstellt.

Charakteristisch ist vor allem, daß sich im ganzen Haus keine gerade Linie findet. Alle Stiegen sind schief und verbogen, alle Wände sind krumm und schieben sich bald hinein, bald heraus; das Gewölbe hebt sich da und senkt sich dort, Alles ohne Sinn und Verstand. Auch die Zimmer liegen nicht in gleicher Fläche; zu den einen steigt man hinab, zu den anderen hinauf. Manchmal bildet der Boden eine schiefe Ebene, während die Decke horizontal läuft. Manchmal ist mitten im Zimmer eine durchlaufende Stufe, die es in zwei Theile scheidet. Viele Thüren sind kaum auf mittlere Mannesgröße berechnet; es gibt daher reichlich Gelegenheit, sich die Stirne anzustoßen. Die Eintheilung der Räume ist mit rührender Ungeschicklichkeit vollzogen. Die Gänge und Hausfluren sind so ausgedehnt, daß ein Gebäude, welches fünfzehn Wohnzimmer fassen könnte, deren oft nur drei oder vier enthält. Manche Gemächer zeigen in der Mitte des Bodens ein großes eisernes Gitter

— fragt man nach seiner Bedeutung, so heißt es, daß dadurch das Licht in ein unteres Zimmer fallen müsse, welches sonst stockfinster wäre. Hier bemerkt man einen gemauerten Schlauch, der sich schräg durchs Gemach zieht, und hört, daß da eine untere Treppe durchgehe. — Anderswo sieht man oben an der Wand ein kleines Pförtchen und daneben eine Leiter, welche zu ihm hinaufführt. Auf Erkundigung wird erklärt, daß das Pförtchen zum Ofen des anderen Zimmers gehöre, der von hier aus geheizt werde, da er sonst nicht zugänglich sei. Kurz, man könnte noch lang erzählen von all den Wunderlichkeiten dieser alten Rattenberger Baukunst. In Altbayern begegnen wir solchen Archaismen sehr selten, da unsere Landstädtchen alle schon ein-, zwei- oder dreimal abgebrannt sind, aber in den alten Reichsstädten in Schwaben, Franken und am Rhein könnten jene Bauten doch vielleicht manche Ebenbilder finden.

Zur Ergänzung des Bildes erwähnen wir noch die hölzernen Rinnen, welche, lang und schwarz, vom Dache bis auf die Straße reichen, wenn nicht etwa oben eigene Drachensäulen angebracht sind, die das Regenwasser auf die Gasse gießen. Vor den Thüren stehen Sommerbänke, wo sich an warmen Abenden die Nachbarn zu freundlichem Geplauder sammeln. Ehedem sind wohl alle Häuser in den Tiroler Städten bemalt gewesen, denn es finden sich allenthalben die Spuren früherer Fresken, aber bis auf unsere Zeit hat sich wenig gerettet; nur hie und da ist eine Mutter Gottes oder ein Mitglied der Gemeinschaft der Heiligen, im Junthal namentlich die heilige Rotburg, erhalten worden.

Auch das langsam fließende Bächlein wollen wir nicht vergessen, das mit wechselnden, grünen Ufern, bald breit, bald schmal, an der Hauptstraße hinschlendert — ein recht ländlicher Anblick.

Rattenberg ist ein Bild vergangener Tage, welche viel

glücklicher waren als die jezigen. Wer es dem herabfallenden Anwurf der Häuser, den zerbrochenen, verblühenen Jaloufieläden und dem Grafe, das die Hauptstraße einsäumt, nicht ansehen wollte, der würde es bald aus den Klagen der Einwohner selbst vernehmen. Die Leute ziehen fort, die Gewerbe gehen ein, die Wirthe, welche nicht auch Feldwirthschaft treiben, kommen nach und nach herunter. Brau-, Gast- und Wirthshäuser aber hat das Städtchen, welches kaum hundert Firste und gegen siebenhundert Einwohner zählt, aus besseren Jahrhunderten achtzehn Stück gerettet, aus jenen Tagen, da noch der Waarenzug über den Brenner durch seine Hauptgasse ging und achtspännige Güterfuhren, Stellwagen, Reisekaleschen, Einspänner u. s. w. diese dermaßen anfüllten, daß sich der Wanderer oft nur mühsam durch die Wagenburg winden konnte. Auch der schon früher erwähnte Hufschlag oder das Treibwerk, wie es hier heißt, brachte einst viel Leben in das Städtchen. Da kamen oft fünfzig bis sechzig Leute mit mehr als hundert Pferden, die eine ganze Flottille von schwerbeladenen Schiffen aufwärts zogen, am Gestade an und thaten sich in den Wirthshäusern gütlich, bis sie wieder davonfuhren. Dies Geschäft ist so gut wie das Fuhrwerk zu Lande von der Eisenbahn verschlungen worden, doch leben die Männer des Hufschlags in der Phantasie des Volkes noch als „die wilden Schifflente“ fort. Sie spielen z. B. in folgender Geschichte: Ein lustiger Bruder und Hofbesitzer, ein lediger Mensch, der in seinem Hause oft die sogenannten Nachtänze hielt, bei denen Buben und Mädeln so ziemlich ohne Aufsicht zusammenkommen und bis tief in die Nacht sich mit Musik und Tanz ergötzen, dieser also, dem der Pfarrer deßhalb schon öfter ins Gewissen geredet hatte, fuhr nach dem Gebetläuten in einem Nutzen (Nachen) über den Inn und gerieth da unter die wilden Schifflente. Plötzlich tauchten

neben ihm gespenstige Galeeren auf, welche sich hochbordig erhoben und unheimlich auf ihn zuschwankten. Bald stiegen auch riesenhafte, dunkle Pferde aus den Fluthen, auf welchen geisterhafte Reiter saßen. Die Wogen rauschten, die Schiffe knarrten, die Rosse wieherten, die Fuhrleute schrien furchtbar durcheinander. Die Strömung erfaßte den fröhlichen Gesellen und riß ihn fort, bis hinunter nach Anget, immer mitten in dem Zuge, bis dieser plötzlich verschwunden war. Da legte der Geängstigte in seinem Innern das feierliche Gelübde ab, einen tugendhaften Wandel einzuschlagen und seiner Lebtag keinen Nachttanz mehr zu halten.

Eine dritte Quelle früheren Reichthums war der Bergbau, der vor dreihundert Jahren hier wie zu Schwaz mit großem Vortheil betrieben wurde. Die Gruben am Geier allein ergaben im Jahre 1483 eine Ausbeute von fast siebzigtausend Mark Silber. Dadurch, sagt Staffler, entstand im Städtchen Mattenberg das regste Leben und ein solcher Ueberfluß an edlen Metallen, daß diese beinahe ihren Werth verloren. Jetzt sind jene reichen Schächte verfallen und die edlen Metalle, meint er, auch zu Mattenberg wieder in hohem Werthe.

Uebrigens ist in Mattenberg noch allerlei Anderes zu betrachten. Außer der Hauptstraße, die schon ungefähr geschildert, bietet sie uns einen Fußweg, der am Ufer des Stromes entlang, aber an der Rehrseite der Häuser hin führt, welche, wie ein bald näher zu erwähnender Schriftsteller sagt, gar kött im Inn sich spiegeln, nur daß diese Kofetten, fügen wir bei, etwas schmutzig sind. Die Reihe schließt das lange Servitenkloster, ein weißes, kahles Haus, welches von einem Thurm überragt wird, der an Geschmacklosigkeit mit jedem anderen, auch in größeren Städten, wetteifern kann. Doch tröstet daneben die liebe Mutter Anna mit ihrem Töchterchen auf dem Arme, ein alterthümliches

Bild, welches auf einem Brunnen steht und aussieht, als ob es Albrecht Dürer selbst geschnitten hätte. In dem großen Kloster wohnen jetzt nur vier Servitenväter, welche jahraus jahrein der Jungfrau Maria dienen, sonst aber nichts zu thun haben.

Gleich daneben steht ein hohes, röthliches, etwas schlecht gehaltenes Haus mit mächtigem Erker und Rundbogenfenstern, jetzt beim Angerer Wirth genannt, früher aber, als Mattenberg noch zum Herzogthum Bayern gehörte, die Burg der Landesfürsten und ihr Gerichtshaus.

Nicht weit von diesem zeigt sich an der Hauptstraße das Haus, in welchem die heilige Notburg geboren wurde, mit der Aufschrift, die dieß angibt und sechs Bildern aus ihrem Leben, welche auf den Erker gemalt sind. Da wir später ausführlich von ihr sprechen werden, können wir jetzt stillschweigend vorübergehen.

Die große, gothische Kirche, welche sehr ansehnlich auf einem eigenen Felsen steht und das Städtchen mächtig überragt, bietet nichts Erhebliches zu sehen. Doch wurde ich von dem Messner, den ich nach Merkwürdigkeiten befragte, in die Sakristei und zu einer Monstranz geführt, welche aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts stammt, sonst ohne Kunstwerth, aber nach dem alten Pergamentzettel, der darinnen eingeschlossen, ein Hort verschiedener sonderbarer Reliquien ist. Es finden sich hier nämlich vereint die Hirnschale des heiligen Virgilius von Salzburg, welchem auch die Kirche gewidmet ist, etwas von dem Manna aus der Wüste, von den Myrrhen der heiligen drei Könige, Gebeine von den elftausend Jungfrauen und vom heiligen Christoph. Von letzterem haben sich an vielen Orten Knochenstücke erhalten und werden sehr hoch geschätzt, obgleich Niemand weiß, ob und wann und wo er gelebt hat.

Nicht weit unterhalb der Kirche, gegenüber dem Lederer:

bräu, zeigt sich ein kleiner Laden. Neben der Thüre hängen unter Glas und Rahmen verschiedene Bildchen, wie sie die geistlichen Herren gerne den Schulkindern verehren, die heilige Katharina, die heilige Theresia, der heilige Franciscus Xaverius und Andere. Aus dem Fenster der Thüre kokettiren einige Rosenkränze, welche für bäuerliche Beterinnen bestimmt sind. Auf den breiten Sims des Ladenfensters liegen etliche halbvollendete Buchbinder-Arbeiten. Treten wir in die Werkstatt, so finden wir einen Mann, gerade so alt als der Weise von Nazareth, da er sein Lehramt begann, auch sonst demselben ähnlich in dem milden Ausdrucke seiner Physiognomie, welche eine lange Knablsche Nase ziert, und in dem gescheitelten weichen Barte, so daß er bei der letzten Passion in Brigg wohl eben so gut für die Hauptrolle gepaßt hätte, als der Kramfacher Messingschmied, der sie damals spielte. Auch seine lange Arbeitsschürze könnte allenfalls an die Schürze erinnern, welche der vermeintliche Sohn des Zimmermanns von Nazareth in der Werkstatt seines Vaters getragen, aber um die Illusion in billigen Schranken zu halten, treten zu rechter Zeit noch die Augengläser ein, welche der junge Mann trägt und die große Porcellanpfeife, aus der er dampft. Dieser junge Mann ist Herr Max Sticlberger, der seinem Vater, Herrn Josef Sticlberger, Buchbinder allda, mit einem jüngeren Bruder in seinem Geschäfte wacker aushilft, nebenbei aber auch deutscher Schriftsteller ist und in Amthors „Alpenfreund,“ dessen erster Band im vorigen Jahre zu Gera erschienen, bereits verschiedene Schilderungen aus der Gegend von Rattenberg niedergelegt hat. Unser Autor war nur zwei Jahre lang im Gymnasium, hat aber später durch fleißig betriebene Lectüre allerlei nützliche Kenntnisse gesammelt.

Was Herr Sticlberger in den Druck gibt, ist frisch

und in bester Laune geschrieben, ja es möchte fast auffallen, mit welcher festen Unbefangenheit der Buchbinder von Rattenberg dem großen deutschen Publicum in seinen Schilderungen entgegentritt. Sie leiden, wie mir scheint, nur an dem Fehler, daß der Verfasser viel lieber von sich, als von den Gegenständen spricht, die er beschreiben will, so daß sich der Leser aus denselben auch viel leichter ein Bild von ihm machen kann, als z. B. von Rattenberg oder Brügge.

Jenseits des Thüringer Waldes hängen vielleicht gebildete Leser und Leserinnen mit Liebe an den Schöpfungen seines Genius, aber in Rattenberg sind sie nach einem alten Sprichwort bisher ganz unbekannt geblieben. Gemeinsames Schicksal bajuvarischer Schriftsteller, daß sie in der Fremde viel mehr gelesen und besprochen werden, als in ihrem Vaterlande!

Nicht gerade müde, aber einer kleinen Erholung keineswegs abgeneigt, wollen wir jetzt zum Ledererbräu hinübergehen. Der Ledererbräu ist auch ein Haus der Vorzeit, aber die gegenwärtige Bräuin, eine sehr brave Frau und aufmerksame Wirthin, sie kann nichts dafür und es würde sie daher nur ärgerlich machen, wenn wir die Dunkelheiten, die Winkel, überhaupt das große Alterthum ihres Hotels weitläufig auseinandersetzen wollten. Lieber ist es ihr vielleicht, wenn in Kürze vermerkt wird, daß ich schon einmal vierzehn Tage bei ihr gewohnt habe und mit Pflieg' und Wart, wie mit der Rechnung sehr zufrieden gewesen bin. In die alten Mauern sind nämlich zwei Zimmer eingesprengt, „hinten aus“ im obern Stocke, welche eine treffliche Aussicht in die ewig neue Pracht des Innthals bieten und das Auge bis zum wilden Kaiser hinunterspähnen lassen. Dort oben kann der Gast sehr angenehm hausen.

In tirolischen Brauhäusern pflegt der bayrische Fremde

gewöhnlich Wein zu trinken und wir setzen uns also zu einem Seitel, aber in den Garten. Im Lederer-Garten kommen zu abendlichen Stunden die Honoratioren der Stadt und der Umgebung zusammen, der Herr Richter und der Adjunct, der Doctor und der Apotheker, der Chirurg und der Rasirer, die großen und kleinen Herren vom Kaufmannsstand, auch der Schriftsteller des Orts, im Ganzen kein unansehnliches Häuflein und wenigstens immer so viele, daß der Gast eine Ansprache findet. Am Dienstag versammeln sich auch die geistlichen Herren der Nachbarschaft und die Unterhaltung ist dann nur um so belebter. Die Einen schieben Regal, die Anderen discurriren und sprechen von den Zeitereignissen oder Stadtgeschichten; am besten schiebt Herr Doctor Lechleitner, am schönsten spricht Herr Stichlberger.

Die großen Tage des letzten Herbstes fuhren wie ein glänzendes Meteor auch unter die Gesellschaft im Lederer-Garten. Die Meinungen waren nicht ungetheilt, die Meisten aber wünschten den Deutschen das wohlverdiente Glück und freuten sich über ihre Siege, hofften auch, dieses Aufsteigen der Nation werde selbst den Landsleuten in Oesterreich nur zum Besten gereichen.

Die Rattenberger construiren sich ihre Ansichten lieber selbst, als daß sie sie in den Journalen zusammensuchen. Sie fühlen daher auch weniger Verlangen nach diesen als andere Leute. Als ich vor drei Jahren einmal an einem Regentage zum ersten Cafetier der Stadt, zum Herrn Seißl, eintrat und nach seinen Zeitungen fragte, sagte er: Zeitungen? ja, ich habe keine. — Was, ein Kaffeehaus ohne Zeitungen? — Ja, sehen Sie, zuerst habe ich zwei gehalten, da haben sie mir die zwei nicht gelesen; dann habe ich eine gehalten, da haben sie mir die eine auch nicht gelesen und jetzt habe ich gar keine und befinde mich sehr wohl dabei.

Vor zwei Jahren war gleichwohl wieder ein kleines Casino mit drei oder vier Journalen gegründet worden, aber da man die Abhängigkeit des Urtheils, wie sie aus dieser Lectüre entsprang, nicht ertragen konnte, so ließ man die junge Anstalt bald wieder eingehen. Damals, in jenen Siegestagen, entstand daher unter den deutschen Gästen ein Geriß um Zeitungen, das mitunter einen stürmischen Charakter annahm. In Rattenberg war außer dem Tiroler Boten gar nichts aufzutreiben; in Brizlegg waren wenigstens die Allgemeine Zeitung und die Neue Freie Presse vorhanden. Wir stürzten dann in hellen Haufen um halb acht Uhr Morgens zu Herrn Fiechtl, Spezerihändler und Postmeister, der mit ernster Würde das neu angekommene Packet entfaltete und die beiden Exemplare mit Zustimmung ihrer Abonnenten, die uns das Vorkosten gestatteten, feierlich wie eine Himmelspeise unter die Harrenden vertheilte. Dann übernahm Einer das Amt des Vorlesers und Männer, Frauen und Kinder hörten auf der Straße in größter Spannung zu und jubelten, wenn eine Siegesbotschaft kam. Ach waren das schöne Stunden! Gott gebe, daß die Tage des Friedens nur halb so beseligend wirken, wie jene schnell verlebten des Krieges.

Im Lederer-Garten zu Rattenberg erschien zuweilen auch der Stadtpfarrer, der hochwürdige Herr F. K. Ascher, ein allgemein verehrter, freundlicher Greis. Da man in diesem Garten von allerlei spricht, so kam die Rede einmal auch auf den „Mann von Rinn,“ Josef Speckbacher, den Helden von Anno Neun. Ihm und seinen beiden Kampfgenossen, dem Sandwirth und dem Capuziner Haspinger, hat, wie man zu sagen pflegt, die Geschichte unverwelfliche Lorbeerkränze geflochten, aber die lebendigen Stimmen der Enkel im Lande sind ihnen viel weniger günstig als die gedruckten Posaunen der Historie. Was mich betrifft, so

bin ich allen Dreien wohlgeneigt und freut mich, wenn ich etwas zu ihrer Ehre beitragen kann. Es überraschte mich daher sehr angenehm, als mir der Herr Pfarrer Moser eines Abends mittheilte, er sei, nachdem Speckbacher sich nach Hall zurückgezogen, mehrere Jahre als Lehrer in dessen Haus gewesen, sei sehr vertraut mit ihm geworden und bis zu seinem Tode in freundlichstem Verhältnisse zu dem ehemaligen Kriegshauptmann gestanden. Er halte sich verpflichtet, alle ungünstigen Angaben über seinen Charakter, wie sie mitunter verlauten, als durchaus grundlos zu bezeichnen. Da mir hie und da ein Leser zu verstehen gegeben, auch in den Herbsttagen in Tirol (S. 27) sei der Mann von Rinn nicht zum Besten weggekommen, so theile ich hier mit Vergnügen mit, was mir der Pfarrer von Rattenberg damals erzählt und als durchaus verläßlich gegeben hat.

Für jene Leser, welche sich an Speckbachers Geschichte nicht mehr so genau erinnern, wollen wir hier nur vorausschicken, daß er 1767 im Gnadental bei Hall als der Sohn eines wohlhabenden Landmanns geboren wurde, in seinen Jünglingsjahren als Wildschütze berühmt oder berüchtigt war, 1794 mit dem schönen Schmiederer Moidele einen hübschen Bauernhof zu Rinn erheirathete, damit auch ein fleißiger, besonnener und angesehener Mann wurde, im Jahre Neun als Landsturmführer die bekannte Rolle spielte, hierauf unter den größten Gefahren sich nach Oesterreich rettete, im Jahre 1814, als Tirol wieder an seinen alten Herrn gefallen war, in die Heimath nach Rinn zurückkehrte, den Hof aber bald verkaufte und sich in der nahen Stadt Hall niederließ, wo er als k. k. pensionirter Major am 28. März 1820 starb.

Es waren ihm also nach allen seinen Kriegstagen, Mühseligkeiten und Nöthen noch sechs Jahre beschieden, die er

auf dieser Welt in Ruhe verleben konnte. Der Kaiser war auch so gnädig gewesen, ihm eine Pension von tausend Gulden zu verleihen. Doch hatte der alternde Held noch viel zu leiden an den Folgen der Kolbenstöße, die er in dem Gefechte bei Melegg erhalten hatte und die gute, frische Laune aus den früheren Zeiten war nahezu vergangen. Im besten Einverständnis mit seiner Gattin, stets besorgt für die Erziehung seiner Kinder, lebte er still, sparsam und nüchtern dahin. Er sprach nur wenig mehr, aber bei günstiger Gelegenheit stand ihm doch der alte schneidende Witz zu Gebot. Er ging nicht viel unter die Leute, obgleich er mit den Honoratioren von Hall an Sonn- und Feiertagen gerne ein Seitel trank. Mein Gewährsmann rühmt ferner seine Bescheidenheit, seinen gesunden Verstand, sein edles Gemüth. Namentlich für seine Waffengefährten aus dem Jahre Neun hatte er immer einen Sparpfennig bereit und manchmal, wenn nicht anders zu helfen war, nahm er selbst ein paar hundert Gulden auf, um sie einem bedrängten Freunde zu leihen. Er las auch gerne, am liebsten Kriegsgeschichten, und war selbst in schriftlichen Sachen nicht ganz unbewandert. Dem alten König Max von Bayern, der seinen Sohn, welcher bei Melegg gefangen worden, in München freundlich aufgenommen und sieben Jahre für dessen Erziehung gesorgt hatte, blieb er immer dankbar zugethan.

Als der König 1815 zum Congreß nach Wien gekommen, war Speckbacher ebenfalls dort. Kaiser Franz hatte Lebensart genug, seinen Getreuen zu belehren, was jetzt die Schicklichkeit erfordere. „Speckbacher,“ sagte er, „Du mußt zum König von Bayern gehen und Dich bedanken, daß er Deinen Buben hat was lernen lassen.“ Hierbei ist, bemerkte Herr Pfarrer Ascher, das „Du“ zu betonen, denn, wie bekannt, pflegte Kaiser Franz nur jene zu duzen, von

deren Ehrenhaftigkeit er überzeugt war. Das Du, sagte Speckbacher, sei ihm mehr werth gewesen, als die goldene Medaille und die Kette, die fünfzig Ducaten schwere, die er nebenbei auch von seinem Landesherrn erhalten. Er sah übrigens selber ein, daß er sich beim König von Bayern melden müsse, erklärte aber später doch, es sei der schwerste Gang in seinem Leben gewesen, dem Fürsten zu danken, dem er so viel Leides gethan. Aber der gute Max schien Alles vergessen zu haben, freute sich, seinen ehemaligen Widersacher von Angesicht zu Angesicht zu sehen und gab ihm die besten Worte. „Treten Sie,“ läßt ihn mein Gewährsmann sprechen, „als Major in meine Armee ein; ich werde Sie zum General befördern. Lassen Sie mir Ihren Sohn, er wird es in Bayern weiter bringen, als in Oesterreich.“ Speckbacher entschuldigte sich und dankte. „Warum sind Sie damals,“ fragte ihn der König weiter, „als die Sache aus war, nicht zu mir gekommen, statt so elendiglich herumzuirren?“ „Das Schicksal Hofers —“ antwortete Speckbacher zögernd. (Ein Anachronismus, den aber der gute Max schwerlich bemerkt haben wird; da nämlich Speckbacher schon Ende November auf die Flucht ging, so konnte das Schicksal Hofers, welcher erst am 20. Februar 1810 zu Mantua erschossen wurde, nicht wohl maßgebend auf ihn eingewirkt haben.)

Als einen sprechenden Beweis von Speckbachers Ehrenhaftigkeit erzählte Herr Pfarrer Moser auch die Geschichte, wie einst im Jahre Neun, als die Tiroler vor der Festung Ruffstein lagen, ein raublustiges Häuflein sich nach dem bayerischen Audorf hinauswühlte, um zu plündern und Beute zu holen, wie ihnen aber Speckbacher auflauerte, den Raub abnahm und diesen durch verlässliche Leute wieder den Audorf fern zustellen ließ mit der Weisung, wenn etwas abgehe, es ihm zu melden, es solle ihnen nichts verloren sein.

Seinen Leuten aber sagte er nachdrücklich: „Wir haben jetzt nur die Festung Ruffstein zu belagern, nicht die friedlichen Nachbarn auszuplündern.“

Die stillen, durch körperliche Leiden oft getrübbten Tage zu Hall wurden doch hin und wieder durch eine erfreuliche Aufmerksamkeit, durch eine von fern her kommende Auszeichnung erheitert und geschmückt. Manchmal stellten sich sehr ehrenwerthe Besuche ein, namhafte Männer „von Deutschland draussen,“ die den Helden persönlich kennen lernen und ihm ihre Hochachtung bezeigen wollten. Zu solchem Zwecke erschien sogar einmal ein preußischer Prinz in Hall und begrüßte den Mann von Rinn. Auch erhielt dieser eines Tages von einem englischen Lord einen trefflich gearbeiteten, verzierten, eingelegten, kostbaren Doppelstutzen zum Andenken, der auch dem Erzherzog Johann so ausnehmend gefiel, daß dieser sechzig Conventionsthaler dafür bot. Speckbacher ließ aber das schöne Gewehr nicht ab, denn er wollte wissen, daß der Lord neunzig Pfund dafür gegeben. Auch Papst Pius VII. erinnerte sich einmal an den tirolischen Brigantenhäuptling im hyperboreischen Gebirge und verehrte ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die Rebellion, die es wenigstens mit dem hochwürdigen Clerus nicht übel gemeint hatte, einen Rosenkranz von Bernstein und Korallen mit goldenen Kapseln.

Speckbachers Weib, das einst so schöne Moidele, war auch ein sehr einfaches Wesen. Obgleich sie von dem Bauerngütchen zu Rinn herab als kaiserliche Majorin in die Stadt gezogen war, so wollte sie doch den Wisfling auch in Hall nicht ablegen, d. h. den schweren wollenen Bauernrock, vielmehr die ganze bäuerliche Landestracht, die eben der Kürze halber mit jenem Worte bezeichnet wird. Erst einige Jahre später ließ sie sich bewegen, die bürgerliche Kleidung anzunehmen, deren Characteristicum damals

der der Männertracht entlehnte oben ausgebogene Seidenhut war. Die eigentlich städtische Damenmode, den französischen Schnitt, den hat sie nie an sich kommen lassen. Sie überlebte ihren Gatten um viele Jahre und starb erst 1846.

Alles dieses habe ich nun von Herrn Pfarrer Mscher bereitwillig aufgenommen; zu einer Widerrede war gar keine Veranlassung bis auf einen Punkt, der mir immer noch kritisch scheint — ob nämlich Speckbacher damals, als die Bayern auf ihn sahn deten, wirklich sieben Wochen in seinem Stalle zugebracht habe, und zwar in einem grabähnlichen Loche, das anderthalb Fuß hoch mit Mist und Stroh bedeckt gewesen, und ob er darin die ganze Zeit regungslos liegen geblieben sei. Es ist schon anderstwo darauf hingewiesen worden, daß diese Erzählung aus einem naheliegenden Grunde unmöglich wahr sein könne. Herr Pfarrer Mscher sucht sie durch die Annahme zu retten, daß der berühmte Knecht Georg Zoppel seinen Herrn des Tages wenigstens ein- oder zweimal aus- und eingegraben habe. Aber wenn, wie zu lesen, immer bayerische Einquartierung im Hause war, so ist das auch nicht annehmbar, und so bleiben denn diese sieben Wochen im Grabe immer noch so bedenklich als zuvor.

Die ausführliche Erzählung von all dem, was dem Geächteten in jenem Winter begegnet, ist bekanntlich zuerst von Bartholdy veröffentlicht worden, und zwar aus dem Munde Speckbachers, den der Verfasser zu Wien hatte kennen lernen und in einem Büchlein, das 1814 herausgegeben und dem Selbstherrscher aller Reußen dedicirt worden ist. Sie wurde dann öfter nachgedruckt, aber auch schon öfter beträchtlich angezweifelt.

In neuester Zeit ist uns Speckbachers Bild durch die Kunst wieder vor Augen gebracht worden. Herr Franz

Defregger, ein junger talentvoller Maler aus dem Pustertthale, hat in einem trefflichen Oelgemälde die Scene dargestellt, wie der elfjährige Sohn, der Anderl, der zu Hause entwischt, unter die Landesvertheidiger gegangen und seinem Vater nachgeeilt war, sich vor diesem als freiwilliger Schütze stellt. Zeichnung und Farbe des Bildes, das zuerst in München ausgestellt war, wurden allgemein als höchst gelungen anerkannt. Es spiegelt sich in der That der ächte Tiroler Humor darin. Als es nach Innsbruck gelangt und auch dort dem Publicum zur Betrachtung geboten war, schien es, als ob wieder ein Nachklang von Anno Neun durch die tirolische Hauptstadt ginge. Alles eilte, das Bild zu sehen, fühlte sich speckbacherisch angeweht und patriotisch begeistert, ja, wie man aus verlässlicher Quelle weiß, sogar die Dienstboten, die Kellnerinnen, die Hausknechte flehten bei der Herrschaft inbrünstig um die Erlaubniß, einen Ausgang machen und den Anderl wie seinen Vater bewundern zu dürfen.

Seitdem habe ich aus der Speckbacherschen Familie eine freundliche Zuschrift erhalten, welche den oben besprochenen Aufenthalt im Stalle näher erörtert. Nach dieser Mittheilung war die Grube, in welcher Speckbacher verborgen wurde, nicht, wie Bartholdy sagt, achtzehn Zoll im Gevierte, sondern vier Fuß tief und entsprechend breit, so daß er in halbsteigender Stellung hineingebettet werden konnte. Es ist auch nicht richtig, wenn Bartholdy behauptet, selbst Speckbachers Weib habe nichts von seinem Verstecke gewußt. Diese war allerdings im Geheimnisse und überdieß wurde der Duldner zuweilen auch von seinem Arzte, dem berühmten Bauerndoctor Spielthener, dem vertrauten Nachbar Johann Angerer und dem Mesner Josef Egg besucht. Als der Rippenbruch, den er kurz zuvor erlitten, geheilt war, ungefähr nach drei Wochen, verließ er nach Umständen seine Grube und hielt sich im anstoßenden Schaffstalle verborgen. Zu diesen Ortsveränderungen wurden selbstverständlich jene Stunden gewählt, wo die bayerische

Einquartierung zu den täglichen Exercitien nach dem nahen Dorfe Rinn gegangen war. Anfangs Mai endlich gelang es dem Vielgeprüften sich nach Oesterreich zu flüchten.

Auch in Betreff des Stuhens kam mir eine kleine Berichtigung dahin zu, daß Erzherzog Johann nicht bei Speckbacher's Lebzeiten, sondern erst nach dessen Tode der Wittive 200 Gulden geboten, daß diese aber den Stuhen ebenso wenig hergegeben habe, wie die Medaille mit der Kette, welche das Ferdinandeum zu erwerben gewünscht hatte.

Ueber der Stadt Mattenberg stand einst ein Schloß, das den gleichen Namen führte. Das Schloß ist aber wohl die ältere Anlage, die der Stadt erst ihren Namen verlieh. Dieser kommt übrigens sicherlich nicht von den Matten, welche hier, was alle Zweifel beseitigt, wie in ganz Süddeutschland, Raken genannt werden, auch nicht, wie Staffler andeutet, von einem Rad am Berge, noch minder, wie Beda Weber meint, von Mat (soll heißen: Fülle, Segen) im Berge, sondern Mat ist eine Abkürzung von Matpoto (Matpbote), welcher Name im Geschlechte der Undechser, die lange als Grafen im Innthale saßen, sehr beliebt war. Wahrscheinlich haben also sie den Felsen oder vielmehr die Burg benannt, von der wir sprechen.

Diese war einst aus zwei Besten zusammengesetzt. Die verödeten Mauern des oberen Schlosses laufen noch wie eine graue Krone durch den lichten Nadelwald des Stadtberges hin. Unter diesem Gemäuer aber stand auf einer geräumigen Platte das untere Schloß, jetzt nur noch ein altes Thurm, der einsam aufragt, weithin sichtbar, ein Wahrzeichen der ganzen Landschaft.

Diesen Felsen besteigt ein jeder Gast, der zum erstenmale in Mattenberg einzieht und seinen Merkwürdigkeiten einige Stunden widmen kann. Der kurze Pfad ist wohlgebahnt und mühelos. Unten am Fuße der Burg, auf der

einst die Andechser hausten, hat jetzt ein Photograph seine Bude aufgeschlagen, der aus der schönen Gegend viele schöne Bilder und Porträte herauszieht, namentlich aber, wie schon erwähnt, vor zwei Jahren, als zu Brügge die Passion gespielt wurde, den Segen des Himmels im reichsten Maße über sich ausströmen sah, da er die göttliche Person, die allerseeligste Jungfrau, den Engel am Delberg, die zwölf Apostel, den Statthalter Pilatus, seine lebenswürdige Gemahlin, den Hohenpriester und sämtliche Juden, auch Adam und Eva, kurz alles heilige und unheilige Volk bis herunter zu den schönsten römischen Kriegsknechten mit seiner Kunst zu erfassen verstand und in zierlichen Photographien darstellte, welche von Stadt- und Landleuten als theure Erinnerungen mit nach Hause genommen wurden.

Was sich solche alte feudale Burgen und Berge in unserem pietätslosen Zeitalter Alles gefallen lassen müssen, zeigt aber mehr noch der Schlauch oder Tunnel, den die Eisenbahn-Ingenieure mitten durch des Felsens Eingeweide getrieben, so daß jetzt täglich acht- oder neunmal das Poltern und Pfeifen der Locomotive die Ruinen der Burg umschallt, aus deren Fenstern einst die zartesten Töne mittelhochdeutscher Dichtung in das Innthal hinuntersäuselten.

Also weiter! Hier ist Alles schön, romantisch und verfallen. Grüne Büsche wehen über alten Mauertrümmern, junge Bäume werfen ihre Schatten auf den Pfad. Im Burghof ist eine Schießstätte aufgeschlagen und allerlei Turnzeug für die freiwillige Feuerwehr von Rattenberg. Bald gelangen wir zu dem alten grauen Thurm, der hart am Rande über den Dächern der Stadt steht, der einzige Stammhalter der einst mächtigen Beste, der Erbe alles ihres Ruhmes.

Daß sich da oben eine herrliche Aussicht über Stadt und Land eröffnet, wollen wir nur flüchtig andeuten, etwas ausführlicher aber die Geschichte der Burg bedenken.

Aus alten Tagen ist wenig von ihr bekannt; sie kommt in den Urkunden vor, wie andere auch, ohne mehr als diese besprochen zu werden. Ins Veredle kam sie eigentlich erst im Jahre 1651, als der Kanzler Wilhelm Biener da enthauptet wurde.

Wilhelm Biener war zu Amberg in der Oberpfalz geboren, war fleißig in den Studien und wurde, wie es den Oberpfälzern öfter begegnet, in der feinen Rechtsgelahrtheit, ja selbst in hohen Staatsgeschäften wohl bewandert. Er hatte schon dem Bischof von Freising und dem Kaiser zu Wien gedient, als er nach Innsbruck berufen wurde, wo damals Claudia von Medici, Erzherzog Leopolds Wittve, das Scepter führte. So lange diese, eine kluge und kräftige Frau, am Leben war, stand Wilhelm Biener, den sie zum Kanzler von Tirol erhoben, in großen Ehren, obwohl er viele Feinde hatte, nicht unter dem Volke, das seine guten Absichten anerkannte, sondern unter Adel und Clerus, welche Gattungen er in ihren ungerathenen Mitgliedern allerdings nicht schonte, da er ein sehr geistreicher Mann war und über Dickköpfe und Heuchler sich gerne lustig machte. Nachdem aber Claudia's Sohn, der Erzherzog Ferdinand Karl, die Regierung angetreten, gingen die Sachen einen andern Gang. Dieser Ferdinand Karl war nämlich ein üppiger Herr und ließ dem italienischen Hofstaat, den schon seine Mutter mitgebracht, zum Schaden des Landes immer größeren Spielraum.

Unter dieser wälschen Colonie war wenig nutzbares Volk, aber viele fahrende Fräulein, auf Gesang und Tanz geschult, nichtswürdige Schranzen, niederträchtige Schmeichler, bestochene Würdenträger, verschmizte Pfaffen und all das Gefindel, welches fürstliche Hofhaltungen der guten alten Zeit kaum entbehren konnten. Kanzler Biener verkehrte den Wälschen und ihren deutschen Freunden die

geringe Schätzung, in der sie bei ihm standen, keineswegs, so daß sich diese am Ende zusammenschaarten, um ihn zu Fall zu bringen und sich zu rächen. Eines Tages beschieden sie ihn vor den geheimen Rath und hielten ihn da so lange auf, bis andere Verschworene auf Schloß Büchsenhausen bei Innsbruck, wo er wohnte, alle seine Schriften zusammengelegt und davongetragen hatten. Bald darauf ließen sie ihn verhaften und wegen Majestätsbeleidigung inquiren. In den Schriften hatten sie gleichwohl nur ein paar zweideutige Verse über die verstorbene Claudia gefunden, deren Urheberschaft ihr Kanzler aber nicht anerkannte. Zwei Italiener, Bertelli und Spoliti, die ihm als Richter bestellt waren, verurtheilten ihn zum Tode. Kanzler Wiener wurde sofort nach Mattenberg auf das Schloß gebracht, um dort enthauptet zu werden. Erzherzog Ferdinand Karl, dessen Lehrer er einst gewesen, fiel indeß noch rechtzeitig auf andere Gedanken und ließ einen reitenden Boten mit dem Begnadigungsbrief entsenden. Aber Wieners Feinde hatten auch dafür gesorgt. Als der Reiter beim Wirthshaus in Mühlau vorbeisprenkte, traten ihm einige Vertraute entgegen, machten ihn auf die Schwüle des Tages aufmerksam und reichten ihm eine Halbe Wein dar. In der Seele des Boten schlug die tirolische Gemüthlichkeit durch, er setzte sich zum Trunke nieder und trank fort, bis er betrunken war. Am Abend ritt er auf dem Schloß zu Mattenberg ein, nachdem des Unglücklichen Haupt am Morgen schon gefallen war — am 17. Juli 1651. Des Kanzlers Gemahlin verlor darüber den Glauben an Gottes Gerechtigkeit, fiel in Wahnsinn und geistert noch jetzt im Schloß zu Büchsenhausen. Den Präsidenten von Schmaus, seinen Todfeind, hatte der Kanzler in der letzten Stunde noch vor Gottes Gericht gefordert und auch er war in drei Monaten eines jähen Todes verblieben.

So lautet ungefähr die Vulgata, wie sie in bekannten Büchern zu lesen ist. In neuerer Zeit sollen durch eine gedruckte Vorlesung des seligen Dr. Pfandler und durch Untersuchungen, welche Dr. Schönherr in der Schützenzeitung veröffentlichte, manche Einzelheiten berichtigt worden sein, allein ich konnte diese Arbeiten, obgleich ich deshalb schon mehrere Male nach Innsbruck geschrieben, bisher gleichwohl nicht zur Einsicht erhalten.

Unter dem Volke lebt der Kanzler und seine Frau noch heutiges Tages in frischem Angedenken. Als vor etlichen Jahren der Damm der Eisenbahn aufgeworfen und der Mattenberger Kirchhof abgegraben wurde, verbreitete sich plötzlich das Gerücht, man habe den Kanzler Wiener wieder gefunden, nämlich ein Gerippe mit durchschnittenem Halswirbel, — allein das Gerücht war ohne Grund. Es scheint, als ob das Volk die Gelegenheit nur benutzen wollte, um des Todten Gedächtniß wieder zu erneuern.

Auch Hermann Schmid hat sich vor zehn Jahren dieser tragischen Geschichte zugewendet und, um sie näher zu ergründen, manche Woche in Büchsenhausen bei dem damaligen Besitzer, Herrn Mahlschödel Ritter von Alpenburg, zugebracht, zugleich auch in den Innsbrucker Archiven Quellen und Behelfe gesammelt. Auf dem Grund derselben entstand sein geschichtlicher Roman „Der Kanzler von Tirol,“ welcher ein lebendiges, anziehendes Bild damaliger Zeiten, damaliger Männer und Frauen bietet. Das Buch ist in Tirol mit sehr viel Beifall aufgenommen worden und sogar in Mattheberg eingedrungen.

Uebrigens erzählt Hermann Schmid auf der letzten Seite seines Romans, daß man bei der Abgrabung der Kirchhofseele morsches Gebein gefunden und ein verrostetes Blechschildlein, das einst am Sarge befestigt gewesen sein mochte und die hohl eingeschlagenen Zahlen 17. 7. 1651 zeigte,

so daß also das Gerücht, das wir oben erwähnt, doch nicht ohne allen Grund gewesen wäre.

In der Kriegsgeschichte des Jahres 1703 spielte das Mattenberger Schloß noch als Festung mit. Damals kam nämlich Max Emanuel, der Kurfürst von Bayern, als Eroberer nach Tirol, wollte die rhätischen Alpen übersteigen, sich in Italiens Gefilden mit dem Herzog von Vendome, dem Heerführer des Königs von Frankreich, vereinigen und gegen die Armeen Kaiser Leopolds ziehen. Sein Einbruch überraschte die Tiroler in rathloser Verzweiflung. Die gelernten Kriegskünstler, die in den Alpen überhaupt nie viel Glück erlebten, zeigten sich in vollendeter Unfähigkeit. Als die Bayern Kufstein eingenommen, zogen sie nach Mattenberg. Der General Gschwind verließ letzteres ebenso schnell, als er ersteres aufgegeben hatte. Hinter ihm die größte Verwirrung. Die Bauern, die als Besatzung in die Stadt gezogen worden, namentlich die Brandenberger, schrien über Verrath. Man solle die Commandanten todtschlagen; sie seien früher ohnedem bayerisch gewesen und wollten es wieder werden. Ein guter Theil der Tapferen brach durch das Stadttbor und lief davon. Die anderen Landleute im Schlosse oben hatten nun auch keine Lust, länger mitzuthun, steckten eigenmächtig die weiße Fahne auf und gaben mit der Trommel das Zeichen der Uebergabe. So ging damals Mattenberg verloren.

Vier Wochen später war Alles anders.

Die biederen Landleute, in ihrem Heldenmuthen ebenso unberechenbar wie in ihrer Verzagttheit, hatten sich durch ganz Tirol ermannt und den Guerillakrieg mit großem Erfolg eröffnet. Der Kurfürst, der bis an den Brenner vorgeedrungen war, mußte sich bald zur Heimkehr wenden. Wie die Etschländer, hatten sich auch die Innthaler erhoben. Selbst die Brandenberger, die vier Wochen früher bayerisch

---

werden wollten, waren jetzt schon wieder ganz loyal. So marschirten denn große Haufen auf Mattenberg zu. Der bayerische Commandant ritt damals gegen die Zillerbrücke hinaus, um zu erkunden, wie die Sache stehe. Die Landleute schloßen aber bald einen Reigen um ihn, so daß er sich auf seinem springenden Rößlein nur mit Mühe in die nahe Beste Kropfsberg retten konnte. Nun gingen die Bauern über diese, erstiegen die Zinnen und hatten das alte Castell in einer Stunde erobert. Dann zogen sie nach Mattenberg, schlugen das Thor ein und rückten in die Stadt. Das Schloß wollte sich zwar nicht ergeben, aber die Landstürmer nöthigten den Commandanten, den sie zu Kropfsberg gefangen, einen schriftlichen Befehl auszufertigen, der die Besatzung zu capituliren antwies. So fiel Stadt und Schloß wieder an Einem Tage in die Hände der Tiroler.

Letzteres blieb in leidlichem Ansehen bis auf Kaiser Josefs Zeiten. Dieser decretirte auch ihm den Untergang, wie so vielen anderen kleinen Kläusen und Bergfesten in Tirol. So wurde es der verwüstenden Macht der Zeit überlassen. Daß in hundert Jahren das ganze untere Schloß bis auf den einsamen Thurm so spurlos verschwunden, ist gleichwohl auffallend.

---